



Unverkäufliche Leseprobe

Der Nobelpreis
von Andreas Eschbach

ISBN: 3785722192
© Lübbe 2005

amazon.de
and you're done.

Gedruckte Verlagsausgabe dieses Titels bestellen

Ich war völlig erledigt, als ich wieder in der Pension ankam. Mein Verstand riet mir, etwas zu essen. Ich hatte den ganzen Tag nichts zu mir genommen, nur ein Stück Weihnachtskuchen zum Frühstück, in Birgittas Wohnung, und selbst das lag jetzt in einem Straßengraben im Tomtebodavägen. Aber ich hatte keinen Appetit mehr, trotz des hohlen Gefühls im Bauch.

Birgitta, großer Himmel. Erst heute Morgen war das gewesen? Es kam mir schon vor wie in einem anderen Leben. Und gestern hatte ich ihr von der Schlechtigkeit der Welt gepredigt, ohne deren wahres Ausmaß auch nur zu ahnen.

Zuallererst nahm ich eine Dusche, brühheiß und so lange, wie ich es aushielt. Ich hatte das unbändige Bedürfnis, mir den Ekel abzuwaschen, die Verderbtheit aus dem Leib zu spülen, die in mich hineingekrochen war bei dem, was ich gesehen und gehört hatte. Ich stand unter dem heißen Strahl, der meine Haut rötete, sie fast kochte, und wäre am liebsten nie wieder darunter hervorgetreten. Als ich, halb bewusstlos von der Hitze und dem Dampf, aus der Wanne trat, hätte ich um ein Haar den Duschvorhang mitgerissen. Ich musste mich am Waschbecken festhalten und eine Weile auf dem Badewannenrand sitzen bleiben, ehe die schwarzen Schleier vor meinen Augen wieder schwanden.

In meinem Zimmer drehte ich die Heizung voll auf, aber sie wurde trotzdem nur lauwarm, und das half natürlich überhaupt nichts gegen den Zug durch das Fenster und das lächerliche Stück Plastikfolie. Ich zog alles an, was Wärme zu geben

versprach, hüllte mich in die Decke und setzte mich auf das Bett, ohne die geringste Ahnung, was ich jetzt tun sollte.

Ich zog Hungerbühls Unterlagen hervor, begann ziellos zu lesen, sah nur graue Linien und sinnlose Buchstaben, ließ alles wieder sinken. Das hatte keinen Zweck. Ich war außerstande, irgendetwas aufzunehmen.

Ich hatte mich übernommen. Was war ich großspurig gewesen im Gefängnis, als Hans-Olof mit seiner Geschichte angekommen war! Ich hatte im Ernst geglaubt, ich müsse nur hinausgehen und losmarschieren, und schon würde ich ihnen das Handwerk legen! Wie lächerlich! Diejenigen, die hinter alldem steckten, waren viel zu mächtig, und sie waren daran gewöhnt, mächtig zu sein. Man konnte ihnen nichts anhaben. Sie waren eine geheime Bruderschaft, die den ganzen Planeten im Griff hielt wie eine millionenarmige Krake. Es gab kein Entkommen. Es gefiel ihnen, den Schein aufrechtzuerhalten, nur deshalb lebte Hans-Olof noch, nur deshalb lebte vielleicht sogar Kristina noch. Aber wenn der Zweck erfüllt war, würden sie die beiden zerquetschen wie lästige Wanzen. Und ich, ich würde genau nichts dagegen machen können.

Es klopfte an der Tür, und ohne eine Aufforderung abzuwarten, kam Tollar Liljekvist hereingeschlüpft, mein verrückter Zimmernachbar. Ich konnte die Papiere gerade noch unter der Matratze verschwinden lassen.

Er hatte die Augen weit aufgerissen. Er sah aus wie ein Kind, das sich seit Wochen auf Weihnachten gefreut hat und endlich den geschmückten Baum zu sehen bekommt.

»Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, mich zu bedanken«, flüsterte er, während er die Tür leise hinter sich schloss. Er trug irgendetwas bei sich, ein großes Buch oder so. »Vielleicht mal zu bedanken, dass Sie es mir erspart haben, auf der Straße zu landen. Wissen Sie, für jemanden wie mich ist es nicht leicht, und Ihre Hilfe kam wirklich in letzter Minute. Ich muss mich bedanken, vielmals bedanken bei Ihnen.«

Auch das noch! Gerade jetzt, wo ich nichts so dringend

brauchte wie meine Ruhe. »Schon gut«, winkte ich ab, »das war doch nicht der Rede wert. Ich kann es mir leisten, wissen Sie? Ich ... Es geht mir gerade nicht so gut, und ich würde lieber ...«

Aber irgendwie kam ich nicht gegen seine manische, wilde, überströmende Energie an. Er schüttelte den Kopf, wischte meine Einwände mit wedelnden Händen beiseite und trat näher. Er bewegte sich heftig, ausladend, zuckend beinahe. Allein ihm zuzusehen verursachte mir Kopfschmerzen.

»Nein, nein, ich habe es bemerkt«, zischelte er. »Sie haben mich erkannt. Sie hätten das nicht getan, wenn Sie nicht erkannt hätten, wer ich eigentlich bin. So viel Geld haben Sie nicht, dass Sie es sinnlos verschwenden könnten, dass Sie es vergeuden würden an einen Unwürdigen. Sie würden nicht hier wohnen, wenn Sie so viel Geld hätten.«

Und schon saß er neben mir auf dem Bett, auf *meinem* Bett. Das, was er mitgebracht hatte, war ein Album, wie man es für Familien- und Babyfotos verwendet.

»Hier«, sagte er, schlug es auf und legte es mir auf den Schoß. »Das ist meine Arbeit. Meine Studien. Wichtige Arbeit für die Menschheit, aber das sehen nur wenige, ganz wenige, leider.«

Es war eine Sammlung von Zeitungsausschnitten über grausame Morde, Folterungen, Vergewaltigungen. Frau erschlägt ihre drei Kinder mit Axt. Mann ertränkt neugeborenen Sohn. Liebespaar am Strand grausam ermordet und zerstückelt aufgefunden. Ehepaar foltert pubertierende Tochter mit Peitschen, brennenden Zigaretten und Stacheldraht.

Ich schob ihm das Album wieder zurück. Draußen auf der Straße hupte jemand laut und wild. »Schon gut. Danke. Aber das ist nicht das, was ich im Moment brauchen kann.«

»Nein, nein, Sie müssen es sich genau ansehen«, beharrte er und schob es mir zurück. Seine Stimme war aufgeregt. Er haspelte die Worte hervor, als habe er sie seit gestern Morgen unablässig wiederholt und könne es kaum erwarten, sie los-

zuwerden. »Ganz genau! Sie müssen die Verbindungen sehen. Verstehen, was all das bedeutet.«

Weitere Seiten. Zwölfjährige Kinder erwürgen alte Frau in ihrer Wohnung, um an Geld fürs Kino zu kommen. Frau vergiftet ihre Schwiegertochter mit Rattengift, weil sie nicht in die Kirche geht. Mann köpft seinen Vater im Streit. Und zwischen all den Morden, so, als gehörten sie in die gleiche Kategorie, tauchten Statistiken über Seitensprünge auf, Meldungen über die Eröffnung einer Schwulenbar in Stockholm, die Affären eines Rockmusikers oder die Entwicklung von neuen Potenzmitteln.

»Und?«, fragte ich. »Was bedeutet es?«

Er roch nach altem Schweiß und rohem Kohlrabi. Ich bin in solchen Dingen nicht kleinlich, aber sein krauses Haar und sein Bart hätten eine Wäsche dringend nötig gehabt. Er fuchtelte mit den Händen über die Seiten. »Die Verbindungen! Es gibt immer zwei Geschichten, die äußere, scheinbare, und die innere, wahre. Sie verstehen nur, wenn Sie die Absicht hinter allem entdecken. Kennen Sie die Kabbala? Numerologie? Ich habe den Code entschlüsselt, sehen Sie. Das war meine Arbeit in den letzten zehn Jahren.«

Ich betrachtete die Seiten noch einmal. Erst jetzt fiel mir auf, dass Tollar die eingeklebten Artikel bearbeitet hatte, mit Kugelschreiber, Bleistift und einer Vielzahl von Buntstiften. Er hatte Wörter eingerahmt, meist die Namen von Orten und Städten und jeweils das Datum des jeweiligen Ereignisses, hatte von da Linien an den Rand oder zu anderen Artikeln gezogen und lange, komplizierte Berechnungen angestellt aus Quersummen aller Art, wilden Additionen und Subtraktionen, hatte Rechenschritte durchgestrichen, übermalt, korrigiert und, wenn es völlig unübersichtlich wurde, kleine Zettel dazugeklebt, die nur an der Kante befestigt waren und aufgeklappt werden konnten.

Das Ergebnis jeder Seite, eingerahmt und unterstrichen, lautete 666.

»Die Zahl des Tiers«, raunte er. »Sehen Sie? Überall. Wenn man den Code kennt, erschließt sich einem die Bedeutung. Man darf nur nicht verblendet sein, dann sieht man, was das alles zu bedeuten hat. Es bedeutet, dass die Welt in den Händen Satans ist.«

»Ah«, meinte ich. Ich war so müde. Fast willenlos blätterte ich weiter, tastete über das dünne, vergilbte Papier der Zeitungsausschnitte, die teilweise schon alt waren, zehn Jahre und älter.

Es war eine geballte Ladung Wahnsinn. Tollars religiöser Wahnsinn und der Wahnsinn der Welt dazu. Er musste an dieser Sammlung mit kaum nachvollziehbarer Hingabe gearbeitet haben; jede Seite war bis auf den letzten Quadratzentimeter vollgekritzelt mit Berechnungen, mit Sätzen, die sich wie Bibelzitate lasen, mit seltsamen astronomischen und anderen Symbolen, die bedeutungsvoll aussahen, mir aber nicht das Geringste sagten.

Da. Auf der vorletzten Seite war ein Artikel über zwei Männer, die ein vierzehnjähriges Mädchen entführt und sie, während sie die Familie mit Anrufen und Lösegeldforderungen hinhielten, mehrere Wochen lang so brutal vergewaltigt hatten, dass sie schließlich an den zugefügten Verletzungen gestorben war. Und sie wären nicht einmal aufgefliegen, hätte nicht einer der beiden Fotos von ihren Heldentaten gemacht und bei einem kleinen Fotogeschäft zum Entwickeln gegeben, das noch von Hand arbeitete.

Ich ließ das Album sinken. Ich musste an das Labor meines Schwagers denken, an seine gekreuzigten Mäuse und die Säure, die in der Dunkelheit auf sie herabtropfte, die ganze Zeit über, auch jetzt, während ich hier saß. Ich sah die Skalpelle im Abfluss wieder vor mir und ahnte auf einmal, dass es einen Ekel vor den Menschen gab, der einem das Sterben leicht machte.

»Sie haben Recht«, sagte ich. »Die Welt ist wirklich in den Händen Satans.«

Tollar geriet ganz aus dem Häuschen. »Ja, ja, ja! Ich habe es gewusst. Sie haben mich erkannt, nicht wahr, Sie haben mich erkannt?«

Ich sah ihn an. Für einen Moment fragte ich mich, was für eine Geschichte sich wohl hinter seiner traurigen Existenz verbarg, was ihn dazu getrieben haben mochte, sich in diese fiebrige Weltsicht zu verbohren.

Zugleich tröstete es mich auf abartige Weise, nicht allein mit meinem Entsetzen zu sein. Die Welt war in den Händen Satans. Ich wäre nie darauf gekommen, diese Symbolik zu verwenden, aber sie drückte im Grunde genau das aus, was ich zeit meines Lebens empfunden hatte.

Trotzdem musste ich ihn jetzt loswerden.

Ich klappte das Album andächtig zu und reichte es ihm. »Ich habe Sie erkannt, Tollar Liljekvist. Aber es ist besser, wenn wir nicht darüber reden und man uns nicht zusammen sieht. Die Wände haben Ohren, die Spione des Feindes sind überall. Jeder von uns muss seinen Kampf auf seine Weise führen.«

Er sah mich mit weit aufgerissenen Augen an, presste sich das Album vor die Brust und nickte dann, über das ganze Gesicht strahlend. »Sie haben Recht«, hauchte er. »Sie haben *absolut* Recht. Darüber habe ich noch nie nachgedacht, aber jetzt ... ja, ja ... genau.« Er hob den Finger. »Jeder auf seine Weise. Ja, genau.«

Und mit einem letzten, verschwörerischen Blick stand er auf, ging zur Tür und verschwand, wie er gekommen war.

Ich schloss die Augen und ließ mich hintenüber aufs Bett sinken. Für einen Augenblick herrschte vollkommene Stille, sogar draußen auf der Straße.

Ich fand es schon immer einfach, mit Leuten zurechtzukommen, die eine Macke haben – was besonders im Gefängnis viel wert ist, wo es von Leuten mit Macken nur so wimmelt. Im Grunde ist es nicht schwierig. Je besessener einer von irgendetwas ist, desto berechenbarer funktioniert er nämlich. Man muss nur herausfinden, auf welchen Tonfall, auf welches

Wort, auf welche Vorstellung hin er in welche Richtung losgeht, dann kann man ihn regelrecht steuern. Wenn man im richtigen Moment die richtigen Knöpfe drückt, gibt es überhaupt keine Probleme mehr.

Doch gerade jetzt wäre ich mir weniger verloren vorgekommen, wenn das einzige Wesen, das mein Lebensgefühl je in Worte gefasst hatte, ein richtiges menschliches Gegenüber gewesen wäre, jemand, mit dem man hätte reden können – und nicht ein von zwanghaften Vorstellungen beherrschter Roboter.

Die Wärme, die mich einhüllte, die mir den ganzen Tag gefehlt hatte, ließ mich schwer und müde werden. Ich machte die Augen gar nicht erst wieder auf, sondern überließ mich einem köstlichen Halbschlaf, in dem ich jedes Zeitgefühl verlor. Die winterliche Dunkelheit draußen vor den Fenstern, das trübe Licht der alten Glühbirne unter der Decke, das Brummen des Verkehrs auf der Straße und das ungleichmäßige *rsch-rsch-KNACK!* der aufgeklebten Folie, wenn ein Windstoß sie ausbeulte, verwoben sich zu einem Kokon der Gleichförmigkeit, in dem Stunden vergehen mochten, Tage oder auch nur Minuten – ich hätte es nicht sagen können.

Ein Mensch... ein Gegenüber... Das ging mir nicht aus dem Kopf. Ich musste an Birgitta denken, an heute Morgen und an gestern, wie wir an dem kleinen Tisch in ihrer kleinen Küche beisammengesessen hatten. Heute hätte ich ihr ganz andere Dinge zu erzählen gehabt über die Schlechtigkeit der Welt, die sie nicht wahrhaben wollte, vor der sie die Augen verschloss, so fest sie konnte.

Und mein Körper erinnerte sich an ihren Körper, wusste noch, wie sie sich angefühlt hatte, spürte noch ihre Berührungen, die Weichheit ihrer Brüste...

Ich riss mich aus meinem Halbschlaf, setzte mich auf, angelte nach dem Telefon. Natürlich hatte ich, ehe ich Birgittas Wohnung verlassen hatte, ihre Telefonnummer aufgeschrieben. Gewohnheit eines berufsmäßigen Informationsbeschaf-

fers. Geh nie ohne irgendeine Information. Verlasse nie mit leeren Händen einen Ort, an dem du zum ersten Mal bist. Nimm etwas mit, das es dir erleichtert, zurückzukommen.

Es klingelte lange. War sie am Ende noch nicht da? Ich sah auf die Uhr. Die Schule musste längst aus sein, zumal an einem Freitag.

Da, sie hob ab, meldete sich mit einem gut gelaunten »Hej?«.

Und im Hintergrund hörte ich einen Mann lachen, tief, dröhnend und selbstbewusst.

Mir stockte der Atem, als hätte mir jemand die Faust in den Solarplexus gehämmert. *Das* ging ja schnell bei ihr! Keine zwölf Stunden, und schon war sie wieder dabei, dem Bild ihres Ex-Mannes etwas zu sehen zu geben.

Kein Wunder, dass ihre Kollegin so geringschätzig gewirkt hatte. Im Biotop einer Schule blieb so ein Lebenswandel bestimmt nicht unbemerkt.

»Hallo? Wer ist denn da?«

Ich horchte, reglos, unfähig, auch nur einen Laut von mir zu geben. Sie fragte noch einmal, dann legte sie verärgert auf.

Ich ließ das Telefon sinken, drückte die rote Taste. Was hatte ich denn erwartet? Die Welt war in den Händen Satans.

Ich hielt es drinnen nicht mehr aus, musste hinaus in die Nacht. Zumal sich mein Hunger wieder meldete. Mein Körper war noch am Leben, klammerte sich, unbekümmert um alle Moral, ans Dasein.

Der türkische Imbiss hatte wegen eines Todesfalls geschlossen, also ließ ich mich auf der Suche nach einem anderen Futterplatz ziellos treiben. Es war kalt, es roch nach Schnee, und außer mir waren nur noch Gestalten aus dem Horrorkabinett unterwegs. An einer Ecke stand eine Säuferin, schwankend, eingepackt in einen schmutzigen Parka, der einmal babyrosa gewesen sein mochte, und schrie in Minutenabständen mit kehliger Stimme hinaus, dass alles Scheiße sei. Ein ausgezehrter Mann, ein Junkie vielleicht, keine dreißig, trat aus einem Häuserschatten auf mich zu, ob ich nicht zehn Kronen hätte. Er stank nach Kot, und ich gab ihm zwanzig, um ihn los zu sein. Ich überholte ein streitendes Paar; sie war dick, trug einen unvorteilhaften Mantel und heulte, dass ihr die Wimperntusche die Wangen hinabließ. Er, ein magerer Wicht in Lederjacke, redete in giftigem Tonfall auf sie ein: »Du bist *fett*. Du bist *hässlich*. Du bist *dumm*. Du bist ...« Mehr hörte ich nicht mehr, und mehr wollte ich auch nicht hören.

Ich fand einen vietnamesischen Imbiss, stopfte mir den Bauch mit irgendeiner billigen Mischung aus Reis, Gemüse und Fleisch voll und trank zwei Dosen Cola dazu, während neben mir ein paar verlebt aussehende Typen voreinander lautstark mit ihren angeblichen jüngsten Eroberungen prahlten. Der Fernseher lief, brachte das Neueste aus der Welt, die in

den Händen Satans war: Terroranschläge, Bestechungsaffären, Krieg. Und dann, auf einmal, eine elegante, dunkelhaarige ältere Frau, die auf dem Arlanda Airport aus dem Flugzeug stieg, begleitet von einem verkniffen dreinblickenden Mann mit Halbglatze: »Unter großen Sicherheitsvorkehrungen ist heute die diesjährige Nobelpreisträgerin für Medizin, Frau Professor Sofia Hernández Cruz, in Stockholm eingetroffen. Begleitet wurde sie vom Leiter der schwedischen Niederlassung des Pharmakonzerns RütliPharm, in dessen Forschungsabteilung sie seit Jahren tätig ist. Die erhöhte Alarmstufe gilt aufgrund einer anonymen Bombendrohung in der Nacht auf Donnerstag.«

Dann kamen schon die nächsten Meldungen, über die Affäre eines Tennisspielers, die scheiternde Ehe eines Fußballstars, das Wetter. Ich machte, dass ich weiterkam.

RütliPharm. Ich verspürte den Impuls, mir das *High Tech Building* noch einmal anzuschauen. Nachzusehen, ob im neunten Stock Licht brannte. Hungerbühl war wieder im Lande, das hieß, inzwischen konnte er gemerkt haben, dass sich jemand aus seinem Safe bedient hatte.

Falls er ihn ohne die Kombination auf der Visitenkarte aufgenommen hatte.

Bei der nächsten U-Bahn-Station, Medborgarplatsen, stieg ich hinab. Es war wenig los, Bahnen in beide Richtungen waren eben abgefahren, und ich vertrieb mir die Zeit damit, die roten Kästen mit den aufgerollten Löschwasserschläuchen an den Wänden anzustarren.

Eine stadtauswärts fahrende *Tunnelbana* Richtung Skarpnäk kam herein, mäßig besetzt, und hielt. Ich betrachtete die Leute, die darin saßen. Verhärtet dreinblickende, mit offenem Mund dösende, gelangweilt aussehende, sich unterhaltende ...

Na so ein Zufall. Da saß die Blondine, die mir in Hungerbühls Haus aufgefallen war. Die Frau mit der hellen, unglaublichen Mähne. Sie war es, kein Zweifel. Sie hielt die Hände eines Mannes, der ihr gegenüber saß, sprach lebhaft auf ihn ein, schien regelrecht angetörnt zu sein.

Das Signal ertönte, die Türen schlossen sich krachend. Die Bahn fuhr an. Ich trat zwei Schritte näher, weil mich jetzt doch interessierte, wie ein Typ aussah, der eine solche Frau antörnen konnte.

Im Vorbeifahren erhaschte ich einen Blick auf sein Gesicht. Zu meiner maßlosen Verblüffung kannte ich den Mann. Mehr noch, ich hätte ihn auch unter weit ungünstigeren Umständen überall und jederzeit wiedererkannt.

Es war Per Fahlander.

Ich konnte es nicht glauben. Mein Betreuungshelfer, der sich einst in Alkohol förmlich konserviert hatte? Stimmt, er wohnte in Björkhagen, aber ... aber wie kam er zu so einer Freundin? Oder Geliebten, oder was auch immer? Ich kannte ihn nur als Mönch, als einzig dem Rausch ergebenden Asketen.

Hatte ich wirklich gesehen, was ich gesehen hatte? Ich starrte den dunklen Schacht an, in dem die Waggons verschwunden waren, und fand keine Antwort.

Mit metallischem Kreischen fuhr meine Bahn ein. Ich ging auf eine der Türen zu, doch ehe ich sie erreichte, wurde sie von innen geöffnet. Leute kamen heraus. Im Hintergrund stand ein Mädchen mit langen, blonden Haaren, das vierzehn, fünfzehn Jahre alt sein mochte und ein besticktes Stirnband trug. Sie sah aus wie Kristina, zumindest für einen Augenblick, lange genug, um mich erstarren zu lassen. Dann wandte sie den Kopf, und ich sah, dass es nicht Kristina war, natürlich nicht, aber ich konnte nicht mehr einsteigen.

Nein. Ich durfte keine Zeit mehr vergeuden. Ich musste handeln, jetzt, sofort.

Eine Viertelstunde später saß ich in meinem Auto und war unterwegs nach Vaxholm.

Früher hatten mich Aufträge bisweilen in andere Länder geführt, und dort hatte ich in Wohngebieten größere und prunkvollere Villen gesehen, doch für schwedische Verhältnisse war Bosse Nordins Haus ohne Zweifel ein Palast. Obwohl man

von der Straße aus wenig sah, weil das meiste hinter hohen, dichten, immergrünen Büschen versteckt war, schrie das gesamte Anwesen deutlich hinaus, dass hier *Geld! Geld! Geld!* war, und zwar richtig viel davon.

Das war nicht das Heim eines Universitätsprofessors, so viel stand fest.

Ich fuhr die Straße einmal ab und parkte schließlich in der dunkelsten Ecke, die ich finden konnte: Unnötig, dass eventuelle Passanten meine Nummernschilder lasen. Dann stieg ich aus, blieb erst einmal stehen und lauschte.

Nichts. Die Straße lag leer und verlassen. Es war kalt, wenn auch nicht mehr ganz so schneidend wie in Stockholm, und es roch nach Meer.

Ich schlug den Kragen meiner Jacke hoch und setzte mich langsam in Bewegung, am Zaun des Nordin'schen Anwesens entlang. In dem dunklen Garten jenseits der Hecke standen Spielgeräte, eine Schaukel, eine Rutsche und ein schwarzes Etwas, das ein Sandkasten sein mochte. Alles sauber aufgeräumt, verlassen, seit Jahren verwaist. Auf den Pfosten der Hofeinfahrt prangten steinerne chinesische Löwen mit drohend aufgerissenen Mäulern, und von der völlig im Dunkeln liegenden Haustür her war das Klingeln eines Windspiels zu vernehmen. Auf dem Briefkasten stand *Nordin*, sonst nichts.

Ich sicherte nach allen Seiten, tat, als suche ich etwas in meinen Taschen. Niemand, der mich beobachtete. Auch die übrigen Häuser dieser Gegend, kaum weniger beeindruckend, schienen leer und verlassen. Eine Geisterstraße. Kein Problem, hier noch ein bisschen zu stehen und nach Zugängen und Fluchtwegen Ausschau zu halten.

Die Dunkelheit war in dieser Hinsicht schon eher ein Problem. Ich sah von der Straße aus nicht einmal bis zur Haustüre, konnte nicht einmal erkennen, ob die Fenster vergittert waren oder nicht. Es wäre nur vernünftig gewesen, morgen früh wiederzukommen, irgendwann in der kurzen Zeitspanne, in der sich die winterliche Sonne am Himmel blicken ließ.

Doch mir war nicht vernünftig zumute. Ich war hier, und wozu eigentlich sollte ich warten? Warum nicht handeln, jetzt und sofort?

Es gab natürlich gute Argumente dagegen. Das wichtigste: Das Risiko war nicht abschätzbar. Normalerweise sind Privatwohnungen so schlecht gesichert, dass man problemlos einbrechen kann. Das gilt jedoch nicht für Villen. Dort sind oft Schätze zu sichern, wertvolle Gemälde oder andere Sammlungen, Safes mit Dokumenten, Gold und dem kostspieligen Schmuck der Frau des Hauses – lauter Dinge, die Hersteller von Alarmanlagen, Schließvorrichtungen und Lichtschranken sowie Betreiber von Sicherheitsdiensten in Lohn und Brot setzen.

Doch spielte das noch eine Rolle? Ich hatte ohnehin nichts mehr zu verlieren. Noch ein paar Tage bis zur Nobelfeier, mit der jeder Grund entfallen würde, Kristina und Hans-Olof weiter am Leben zu lassen. Zudem hatte es seit Tagen kein Lebenszeichen von Kristina gegeben, was im schlimmsten Fall heißen konnte, dass sie schon tot war und man Hans-Olof mit einem fadenscheinigen Manöver dazu bewegen wollte, bis zuletzt stillzuhalten. Dass man darauf Wert legte, war nachvollziehbar; immerhin waren drei Mitglieder des Nobelkomitees wenige Tage vor der entscheidenden Abstimmung ums Leben gekommen. Der Tod eines weiteren Mitglieds wenige Tage vor der Verleihung des Preises mochte auffallen. Es mochte dazu führen, dass Fragen gestellt wurden, die die Drahtzieher im Hintergrund nicht gestellt sehen wollten.

Gut. Genug überlegt. Ich ging zurück zum Auto. Mein Instinkt hatte mich eine Lampe und mein Werkzeug in den Kofferraum legen lassen. Worauf sollte ich mich denn noch verlassen, wenn nicht auf meinen Instinkt?

Das schmiedeeiserne Gartentor hatte ein simples Zuhaltenschloss und war meinem einfachen Dietrich wehrlos ausgeliefert. Ich überprüfte kurz, ob Lichtschrankenelemente oder dergleichen auszumachen waren, aber ich entdeckte nichts. Also, Schloss aufsperrten und hinein.

Und bloß nicht schleichen! Schleichen ist verdächtig. Man darf auf feindlichem Gelände niemals ohne Not schleichen, sondern muss sich entspannt bewegen, zielstrebig, so selbstverständlich, als habe man hier zu tun, als gehe man nur seinem mäßig geliebten Job nach. Ich konnte ein Wachmann sein, ein Bote, irgendjemand, der einfach etwas vor die Haustür zu legen hatte.

Mit dieser Haltung war ich einmal sogar von einem großen Firmengelände entkommen, obwohl schon ein von mir versehentlich ausgelöster Alarm in vollem Gange gewesen war. Überall drehten sich gelbe Warnlichter, heulten Signalhupen, doch ich spazierte gelassenen Schrittes am Pförtnerhaus vorbei und brachte es fertig, den Pförtner verwundert zu fragen, was denn da los sei. Er wusste es auch nicht, wünschte mir aber noch einen schönen Tag.

Die Haustür war ausnehmend stabil und mit einem hochwertigen Zylinderschloss versehen. Dieses war zudem nach Vorschrift mit großem, umlaufendem Schlüsselschild montiert und so, dass man mit Werkzeug nicht von außen an die Rosette herankommen konnte. Ich musste mich hinknien, die Taschenlampe zwischen den Zähnen, und hatte wenigstens zehn Minuten lang mit mehreren Picks zu tun, ehe sich der Riegel endlich zurückschieben ließ.

Im Flur erwartete mich – ärgerlich, aber im Grunde nichts, was mich hätte überraschen dürfen – eine hektisch blinkende rote Leuchtdiode. Sie saß in einem Stahlkasten mit Ziffernblock, an dem eine LCD-Anzeige rückwärts zählte, von 30, wie zu vermuten war. Das war Standard in solchen Situationen: Man hatte nach Betreten des Hauses dreißig Sekunden Zeit, einen ansonsten drohenden Alarm abzuschalten.

21 Sekunden hatte ich noch. Normalerweise wäre nun rascher Rückzug angesagt gewesen, weil ich es mit einem Fabrikat zu tun hatte, dem man nicht innerhalb so kurzer Zeit beikam, schon gar nicht mit den paar kleinen Zangen und Schraubenziehern, die ich bei mir trug. Doch zu meinem Glück hing an

der Wand daneben ein Zettel mit der Aufschrift: »Liza! Pflanzen im Arbeitszimmer nicht vergessen. Kombination: 397*«.

Liza war, wie man vermuten durfte, eine Haushälterin, die alle paar Tage vorbeikam, um die Blumen zu gießen. Ich gab den Code ein, das rote Blinken erlosch, ebenso die rückwärts zählenden Ziffern. Stattdessen glomm ein grünes Lämpchen beruhigend auf.

Regelmäßig zu lüften gehörte offenbar nicht zu Lizas Aufgaben, es roch reichlich muffig. Ich zog die Handschuhe fester und begann, Zimmertüren zu öffnen. Die Bewohner des Hauses pflegten einen ausgesuchten, kostspieligen Geschmack in Sachen Möbeln und hatten zudem ein erkennbares Faible für asiatische Keramik und Seidenmalerei. Im Wohnzimmer stand ein Monstrum von Fernseher. Die Küche war riesig, das Esszimmer bot Platz für wenigstens zwölf Personen. Alles war peinlich aufgeräumt, sodass ein Katalog für Goldschmuck aller Art, der auf einer Kommode im Flur lag, richtig auffiel.

Auch das Arbeitszimmer konnte sich sehen lassen. Es war in schwarzem Tropenholz gehalten, mit schweren Vorhängen an den Fenstern, die ich zuzog, ehe ich die Schreibtischlampe anknipste. Die vergoldet war, wie es schien, genau wie die Ablage für Bleistifte, Kugelschreiber und einen teuren Füllhalter. Es herrschte eine für einen Wissenschaftler höchst untypische pedantische Ordnung. In den Regalen prangten ledergebundene Buchrücken, auf einem Tisch neben einem schweren Ledersessel lagen naturwissenschaftliche Fachzeitschriften in verschiedenen Stadien der Durcharbeitung, amerikanische Zeitschriften über Zellphysiologie, aber natürlich auch das Übliche, »Nature« und »Science«.

Hinter dem wuchtigen Schreibtisch zu sitzen war, als steuere man einen Ozeandampfer. Man versank regelrecht im Schreibtischsessel. Professor Bosse Nordin gehörte erfreulicherweise zu den Menschen in gehobener Stellung, die es fertig bringen, ohne ihren Terminplaner in den Urlaub zu fahren. Das gute Stück lag rechter Hand, ein gewichtiges Teil, in Hirschleder

gebunden, wenn ich mich nicht irrte: Einen ähnlichen Planer hatte ich zuletzt in Händen gehalten, als ich dem Vorstandsvorsitzenden eines deutschen Automobilkonzerns einen Besuch abgestattet hatte.

Ich blätterte das Telefonnummernverzeichnis durch, zückte mein eigenes Notizbuch und notierte Namen, Nummern und Adressen, die ich nachprüfen wollte. Natürlich waren auch die Kontonummern interessant, insbesondere die ausländischen. Praktischerweise hatte Professor Bosse Nordin gleich daneben alle notwendigen Geheimnummern, Passwörter und PIN-Codes vermerkt. So etwas freut uns berufsmäßige Informationsbeschaffer immer ganz besonders.

Einen Moment erwog ich, einfach den ganzen Terminkalender mitzunehmen, aber mein Instinkt riet mir ab. In den kommenden Tagen mochte viel, wenn nicht alles davon abhängen, ob die Hintermänner von Kristinas Entführung Verdacht schöpften oder nicht.

Nachdem ich den Adressteil durch hatte, widmete ich mich dem Kalender. Er enthielt das Übliche – Besprechungstermine, zu besorgende Dinge, Seminare, Einladungen zu Symposien, hastig hingekritzelte Hoteladressen, Namen von Ansprechpartnern, Nummern von Flügen. Ich blätterte rückwärts, suchte in der Zeit um Kristinas Entführung herum nach verdächtigen Einträgen. Doch ausgerechnet da war der Kalender eigentümlich lückenhaft. So war beispielsweise die Trauerfeier überhaupt nicht eingetragen; an dem fraglichen Tag stand *Vasamuseet mit F., 14 Uhr* im Tagesplan. Ich fand auch keinen Eintrag zu der Verabredung mit Hans-Olof, die dieser erwähnt hatte, stattdessen fehlte das betreffende Kalenderblatt völlig.

Rätselhaft. Ich starrte den Kalender an und versuchte, mir einen Reim darauf zu machen. Aber ich hatte nicht den Schatzen einer Ahnung, was das alles zu bedeuten haben mochte.

Weiter. Die Schubladen. Ich fing rechter Hand an. Die meisten Leute sind Rechtshänder, und für die ist die rechte oberste Schublade ihres Schreibtisches die wichtigste.

Diese hier enthielt einen Ablagekorb mit allerlei Belegen in verschiedenen Klarsichthüllen, auf denen Etiketten mit Nummern klebten. Obenauf lag eine Reiserechnung, gebucht und bezahlt mit Kreditkarte. Es ging nach Thailand. Herr und Frau Nordin waren in einem Hotel in Bangkok eingebucht, ferner standen drei »Spezial-Erlebnis-Rundfahrten« auf dem Programm.

Ich legte die Rechnung zurück und horchte in mich hinein, wo eine Art Alarmglocke angefangen hatte, erste zaghafte Töne von sich zu geben. Gut, Bosse Nordin hatte es mit Asien, das sah man an der Wohnung, aber trotzdem klingelte da etwas bei mir. Da roch etwas nach Rauch, nach brennender Lunte...

Draußen fuhr ein Auto vorbei, dessen Reifen ein knirschen- des Geräusch machten, das mich alarmierte. Ich ging zum Fenster, spähte hinaus. Das Auto war vorübergefahren, aber ich sah etwas anderes: Es hatte zu schneien begonnen, und wie! Dicke Flocken fielen, ein Schneeeinbruch, wie er im Bu- che stand. Ich musste mich beeilen. Zumindest musste ich das Haus verlassen, ehe der Schnee *aufgehört* hatte zu fallen, sonst würde man prächtigste Spuren von mir finden, was nun wirk- lich unnötig war.

Ich kehrte zurück an den Schreibtisch, ging die Schubladen darunter durch. Ich fand flüchtig korrigierte Manuskripte von Fachaufsätzen, eine chaotische Zettelsammlung, die schon eher nach wirklicher Wissenschaft aussah und der ich mich normalerweise mit höchster Akribie gewidmet hätte, aber eine Unrast, die über die Sorge um das Wetter hinausging, trieb mich weiter.

Andere Seite. Oberste Schublade. Meine innere Alarman- lage schrillte in höchsten Tönen, als ich mit spitzen Fingern einen großen weißen Pappkarton herauszog, auf dem Fotos von kleinen Kindern aufgeklebt waren, ordentlich in Reih und Glied, einundzwanzig Stück an der Zahl.

Es waren ausnahmslos Mädchen, und bis auf zwei, die süd-

amerikanisch wirkten, hatten sie alle asiatische Gesichtszüge. Keines war älter als sieben Jahre.

Unter jedem Foto stand ein Datum. Es konnte nicht das Geburtsdatum sein, dazu lag es noch nicht lange genug zu- rück, meist nur ein oder zwei Jahre. Jedes Datum fiel entweder in den November oder den Dezember.

Und darunter waren Strichlisten...

Mit einem würgenden Gefühl in der Kehle legte ich den Karton vor mich hin, sah in die Augen der Mädchen, die größ- tenteils verschreckt in die Kamera geblickt hatten.

Das also war das Hobby des Professor Bosse Nordin. Ich hatte seine »Sammlung« gefunden.

Die Welt war in den Händen Satans.

Ich versuchte, mir vorzustellen, wie er hier sitzen mochte, ein Glas des teuren Cognacs in der Hand, den ich im Wohnzim- mer hatte stehen sehen, die Trophäen seiner perversen Leiden- schaft vor sich. Wie er in Erinnerungen an seine Abenteuer in Asien schwelgte, an tropische Nächte, an kleine Körper, gekauft für ein paar Dollar... Und wie es aussah, war seine Frau mit von der Partie. Gaben sie sich gemeinsam fiebriger Vorfreude hin bei dem Gedanken an den nächsten Herbst, die nächste Reise, die nächsten »Spezial-Erlebnis-Rundfahrten«...?

Mir war plötzlich so übel, dass ich mich zurücklehnen und die Augen schließen musste und abwarten, dass es vorbeiging. Die Welt war in den Händen Satans, ganz genau! Und wer war ich, gegen den Fürsten der Finsternis anzutreten?

Der Geruch nach Leder, Staub und abgestandener Luft ließ mich auf einmal würgen. Ich schob den Karton mit den Fotos zurück, legte auch alles andere an seinen Platz und machte, dass ich davonkam, hinaus in die kalte Nacht, in der ein Ge- birge aus Schnee auf Schweden herabsank.

Während ich zurück nach Stockholm fuhr, kochte rotglü- hende Wut in mir hoch, eine solche Woge brennender Energie, dass ich mich nur wunderte, dass die Scheiben nicht von in-

nen beschlugen und die Sitzpolster nicht im Flammen aufgingen.

Es ist die Kälte draußen, flüsterte eine irre Stimme in mir.

Draußen herrschte Dunkelheit. Nur im Lichtkegel der Scheinwerfer tanzten dicke, weiße Flocken, maßlos vom Himmel fallend, sich aufhäufend, alles zudeckend. Man sah keine Markierungen mehr, keine Richtungspfeile, nichts. Es war mehr ein Rutschen als ein Fahren, immer wieder kam ich an Autos vorüber, die hilflos blinkend vornüber in Schneewehen steckten. Riesige Räumfahrzeuge donnerten vorbei, hell beleuchtet wie Weihnachtsbäume, und schleuderten den Schnee zu meterhohen Wänden rechts und links der Fahrbahn auf.

Ich hielt das Lenkrad mit verbissener Energie umklammert, fest entschlossen, nicht klein beizugeben, mich nicht unterkriegen zu lassen, weder vom Wetter noch von all denen, die dachten, die Welt und alles darauf sei ihr persönlicher Besitz. Ich würde dreinschlagen, mit aller Kraft und ohne Rücksicht auf Verluste. Ich hatte nichts zu verlieren, weiß Gott nicht, ich würde sie alle ... töten? Nein, das war viel zu gnädig. Aber ich würde sie drankriegen, alle, die in diese Sache verwickelt waren. Ich würde sie drankriegen, und wenn es das Letzte war, was ich tat in diesem Leben.

Und während ich so im Schritttempo zurück nach Stockholm schlidderte, durch eine nicht endende Nacht voll tanzender Irrlichter, verdichtete sich all diese blindwütige, heißglühende Energie in mir, fokussierte sich auf einen einzigen Punkt.

Die Nobelstiftung. Ich würde hineingelangen, und dort würde ich alle Antworten finden, die noch fehlten.

Diese Woge der Entschlossenheit trug mich auch am nächsten Morgen, steuerte mich wie eine Cruise Missile durch die Vorbereitungen meines Schlages. Es gelang mir trotz aller Wut zu schlafen, sogar auszuschlafen, was schon mal ein guter Anfang war. Ich hatte daran gedacht, mein Mobiltelefon auszuschalten, und als ich es nach dem Frühstück wieder ein-

schaltete, war keine einzige Nachricht von Hans-Olof darauf. Er lernte dazu.

Während ich duschte, hörte ich es aus dem Zimmer des mir immer noch unbekanntem dritten Mieters zweistimmig kichern und wenig später, als ich mich abtrocknete, stöhnen. Offenbar war ein langes Liebeswochenende geplant.

Frau Granberg stellte mir mit ihrer üblichen desinteressierten Mattigkeit mein Frühstück hin. Ansonsten saß sie auf ihrem Dauerplatz am Küchentisch, den Blick hypnotisiert auf die Mattscheibe des unentwegt laufenden Fernsehers gerichtet. Doch als wolle mir das Schicksal zeigen, dass es auf meiner Seite sei, kam etwas überaus Interessantes, nämlich eine kleine Reportage über die Nobelpreisträger, wie sie nach und nach angereist kamen, mit leuchtenden Augen in die Kameras glotzten und völlig aufgekratzt Fragen von Journalisten beantworteten. Man sah, wie sie am Flughafen ausstiegen oder im Grand Hotel eincheckten, und dabei wurde erklärt, welches Programm sie erwartete. Heute, am Samstagnachmittag, würden die Laureaten und ihre Begleiter mit Hilfe einer Videovorführung in einem Saal des Grand Hotel mit dem Zeremoniell der Preisverleihung bekannt gemacht werden. Einige der Preisträger würden zuvor noch den Samstag für Einkäufe nutzen, etwa um gute Schuhe oder Anzüge zu kaufen. Der Sonntag würde der Abend der Nobelpreisreden sein: Detailliert wurde erläutert, wer wann wo auftrat, im Festsaal der Börse, dem Sitz der Schwedischen Akademie, am Karolinska-Institut ...

Ich lächelte in meine Kaffeetasse. Alle, alle würden sie am Sonntagabend beschäftigt sein, bis zum letzten Mann und zur letzten Frau. Damit stand der Zeitpunkt meines Besuchs im Sitz der Nobelstiftung fest.

Für meine eigenen Besorgungen in der Stadt benutzte ich die *Tunnelbana*. Nicht nur, weil der Verkehr immer noch gegen den Schnee kämpfte, sondern auch, weil ich in der Nacht einen Parkplatz direkt vor der Pension gefunden hatte, der ideal sein würde, wenn es am Sonntagabend in die Sturegatan losging.

Die Woge trug mich immer noch, weiter und weiter. Ich fand alles, was ich suchte, und ich fand es auf Anhieb. Die Welt mochte in den Händen Satans sein, aber ich spürte auf einmal, dass auch noch andere Kräfte im Spiel waren.

In einem Geschäft für Motorradzubehör erstand ich eine schwarze Gesichtsmaske sowie ein paar weitere Kleidungsstücke, die nützlich sein würden. Ein Laden für Bergsteiger- und Campingbedarf war eine Fundgrube für Seile, Haken, Rollen und dergleichen. Ein *vi har alt*-Elektronikshop schließlich bot so erstaunliche Dinge feil, dass ich weit mehr kaufte, als ich ursprünglich vorgehabt hatte. Ich hatte nur noch etwas mehr als zweihundert Kronen in der Tasche, als ich mit meinem randvoll gepackten Rucksack aus der U-Bahn stieg und Richtung Pension marschierte.

Doch dann stand da auf der Straße vor dem Haus plötzlich Tollar vor mir, mein wahnsinniger Zimmernachbar, eingewickelt in einen riesigen graugrünen Parka, eine dicke Stofftasche vor der Brust umklammernd.

»Geh nicht hoch«, raunte er mir zu, ohne mich anzusehen. »Da ist überall Polizei!«

KAPITEL 39

Er packte mich am Arm und zog mich mit sich. Verdattert wie ich war, ließ ich es geschehen.

»Nicht hinschauen«, mahnte er, aber natürlich musste ich es trotzdem tun, und ja, tatsächlich, die Straße war voller Beamter in Zivil. Es ist schwer zu beschreiben, woran man Zivilfahnder erkennt – es ist eine charakteristische Mischung aus gewollter Unauffälligkeit, ernsten Mienen, wachsamen Blicken und einer dem Ort und der Tageszeit unangemessenen Muße: Wann und wo stehen schon einmal so viele Männer aus einem anderen Grund einfach so herum? Trotzdem, sie machten ihre Sache verdammt gut. Hätte Tollar mich nicht gewarnt, wäre ich zu tief in Gedanken versunken gewesen, um sie zu bemerken, und ihnen in die Falle gegangen.

Ich spürte, wie mein Herz anfing, schneller zu schlagen. Wie um alles in der Welt hatten sie mich gefunden?

»Was ist passiert?«, fragte ich. »Haben sie gesagt, warum sie kommen? Irgendeinen Grund genannt?« Wem hatte ich meine Adresse überhaupt gegeben? Dem russischen Priester, war es das? Oder Lena? Nein, nicht Lena, das konnte nicht sein. Fahlander! Der musste die Anschrift eines unter Bewährungsaufgaben entlassenen Strafgefangenen herausgeben, wenn die Polizei ihn danach fragte.

Aber *warum*? Welchen Anlass hatte die Polizei gehabt, ihn zu fragen?

»Komm«, sagte Tollar nur und zog mich weiter.

Wieso waren sie hinter mir her? Fieberhaft ließ ich die letzten Tage Revue passieren und suchte nach einem Vorfall,